

## Fehlbare Trickser

Friedenspreisträger Lanier über das digitale Dunkel

Mitten hinein in den goldenen Herbst unserer großkoalitionär beschirmten Selbstzufriedenheit ertönte gestern eine selten gewordene Melodie: die öffentliche Reflexion. Was Jaron Lanier in der Paulskirche veranstaltete, hatte mit den üblichen Feierstundenreden nichts zu tun, seine Rede aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Buchhandels war eine mal zögernde, mal ausgreifende, sorgsam komponierte und doch wie improvisiert wirkende intellektuelle Freiübung in einer Disziplin, die in Deutschland mal jeder konnte, die aber lange vernachlässigt wurde: der Kritik. Lanier begann sie paradoxerweise mit einer emphatischen Affirmation: Unser heutiger, digitaler Fortschritt – was ermöglicht er uns nicht alles. Da ist nicht allein der leichte Kontakt zu Musikern in der ganzen Welt, die komfortable Kommunikation mit Freunden. Lanier weist auch auf die positiven ökologischen Effekte einer besseren Datenvernetzung und Verarbeitbarkeit hin, im Kampf um den Klimawandel ein wesentliches Instrument.

Aber da ist noch diese andere Entwicklung, die sich in einem fundamentalen Bereich abspielt und die Struktur unserer Gesellschaft verändert. Lanier spricht von der „dunklen Seite“ der digitalen Revolution. Er fragt: Was ist eigentlich schiefgelaufen? Wie konnte sich eine idealistische Bewegung von Bastlern, Akademikern und Computerfreaks zu einer Gefährdung für die Grundrechte weltweit auswachsen? Wie wurde aus den Instrumenten für einen schnellen, preiswerten und brüderlichen globalen Austausch ein geheimdienstliches Arsenal zur Kontrolle, Manipulation und Determinierung sozialen Handelns? Wie wurde, um eine von Laniers bekanntesten Einsichten zu paraphrasieren, aus dem Kunden eines Unternehmens dessen Ware?

Lanier zwingt uns in seiner öffentlichen Selbstreflexion, einen Blick auf die sich rasch verändernde Sozialstruktur der entwickelten Gesellschaften seit dem Beginn des Jahrhunderts zu werfen: Eine schmale Schicht von sehr reichen, digital sehr mächtigen Personen ist derzeit in der Lage, ganzen Staaten und ihren Gesellschaften ihre Logik aufzunützen. Denn das ist es, Lanier erinnert uns daran, was digitale Großprojekte mit uns anstellen: Sie übertragen die ihren Geschäftsmodellen innewohnende Formel auf ein ganzes Land und unterstellen dieses Denken je nach Nutzer.

Und das ist nicht bloß ein kartellrechtliches oder ordnungspolitisches Problem: Im Kern der Debatte um die digitale Revolution steht die Frage des Menschenbildes. In den gängigen Modellen der digitalen Giganten ist der Mensch ein Nutzer, der, gemäß der Postulate der unkooperativen Spieltheorie, seine Vorteile in kürzestmöglicher Zeit gegen seine Mitmenschen durchsetzen möchte. Lanier weist auf die Manifestationen dieser Theorie in der digitalen Kommunikation hin: Gegensätzliche Standpunkte werden nicht in einer Synthese aufgehoben, jede Dialektik ist negativ, es gibt nur den einen Gewinner, Kompromisse sind Niederlagen. Lanier beklagt: „Hegel wurde enthauptet.“ Die Folgen sind allenthalben zu spüren, gerade auch in den Medien: Keiner will zögern, darf etwas verpassen oder in einer Statistik abfallen. Was stark ist, wird stärker, die abweichenden Meinungen interessieren nicht, Tempo ist alles.

Laniers Lektion in öffentlichem Nachdenken ist hochwillkommen und kommt zur rechten Zeit. Denn obwohl jedoch wachen Zeitgenossen klar ist, dass wir gerade tiefgreifende Veränderungen etwa unserer Arbeitsverhältnisse, der Kultur, der Kommunikation, aber auch der Politik und der Wirtschaft durchleben, bleibt das Wesen dieser Dynamik schwer zu fassen. Lanier löst diese Suche am Ende seiner Rede nahezu poetisch auf: Wer als Herold einer brandneuen Technologie Unfehlbarkeit verspricht, ewiges Wachstum und sichere Prognosen, ist bloß ein Trickser – auch wenn ganze Konzerne oder sogar Staatengemeinschaften auf solche Typen hereinfallen. In Wahrheit ist es gerade die Fehlbare, die von Jean-Claude Carrière in einem lesenswerten Essay beschworene Fragilität, die unser anthropologisches Grundmerkmal ist.

Martin Schulz entwarf zu Laniers poetischer Anthropologie eine politische Entsprechung. Er hat schon früh die Gefahren der digitalen Revolution beschworen und ist als Repräsentant der europäischen Abgeordneten der ideale Antagonist einer Hegemonie der Programmierer, denn in der Finanzkrise haben wir es gesehen: Nichts steht der Sofort-alles-Logik des digitalisierten Kapitalismus so entgegen wie der Zeit- und Rededebatte und die Transparenz öffentlich tagender Parlamente. Parlamentarismus und die europäische Kooperation sind derzeit die effektivsten Wege, unsere Grundrechte, den Sozialstaat und unsere Form der kooperativen Bürgerlichkeit zu verteidigen. Schulz machte in diesem Sinne bemerkenswerte und weiterführende Vorschläge: sie belegen, dass es möglich ist, auch solche eine technologische und ideologische Umwälzung politisch einzuhängen. Frank Schirrmacher hat diese Notwendigkeiten und Möglichkeiten früh erkannt. Er fehlte gestern, und doch war es ein Vormittag in seinem so ambitionierten, so kämpferischen Geiste.

NILS MINKMAR

Wir dokumentieren Auszüge aus beiden Reden auf Seite 13.

# Feuilleton



Die Geheimnisse von Paris liegen offen im Dunkel, aber den Tod trägt man nicht so einfach über die Straße: Eine Szene, wie geschaffen für Patrick Modianos Romanwelt Foto Laif

## Schriftsteller, bitte sofort ans Telefon!

Zweihundert Prozent Modiano, damit man sich nicht im Leben und in Paris verliert: Der neue herrliche Roman des französischen Nobelpreisträgers sucht nach den Spuren alter Schuld und Taten.

PARIS, 12. Oktober  
 „fast nichts“ – „Presque rien“ beginnt der neue Roman von Patrick Modiano. Er erschien Anfang Oktober, als die wenigsten mit dem Literaturnobelpreis für den französischen Schriftsteller rechneten, bei Gallimard. „200 Prozent Modiano“ überschrieb die Wirtschaftszeitung „Les Echos“ ihre Besprechung. „Libération“ veröffentlichte eine ebenso hymnische Rezension: „Das Wetter ist heiß und schön in diesem neuen Roman, der Altbiersommer dauert praktisch bis an sein Ende.“ In inhaltlicher und in klimatischer Hinsicht passt „Pour que tu ne te perdes pas dans le quartier“ (Damit du dich nicht im Quartier verlierst) perfekt zum diesjährigen Literaturnobelpreis.

Der Roman beginnt mit einem Telefonanruf bei Jean Daragane, einem in die Jahre gekommenen Schriftsteller, der sich aus der Welt und vom Schreiben zurückgezogen hat. Schon lange hat sein Te-

lefon nicht mehr geklingelt, auch er ruft längst niemanden mehr an. Seit drei Monaten hat er keinen Zeitgenossen getroffen. Sein Name verweist auf frühere Figuren im literarischen Werk des neuen Nobelpreisträgers, seine Charakterzüge und sein Alter sind lauter Hinweise auf Patrick Modiano. In „Pedigree“ war der Erzähler in Kiki Dragane verliebt. Jean wiederum erinnert an Jean Bosmans (in „L'Horizon“) und ist ebenfalls der zweite Vorname Modianos. Jean Daragane wurde im Jahr 1947 geboren, das Modiano, der im kommenden Sommer siebzig wird, lange als sein eigenes Geburtsjahr ausgab. Es war jenes seines kleinen Bruders Rudy, der im Alter von zehn Jahren starb. Das subtile Geflecht aus realen und fiktiven Figuren besteht in diesem kurzen Roman aus vielen weiteren Verzweigungen und Anspielungen.

Modiano vergleicht den Anruf mit einem Insektenstich, von dem Dragane zu nächst „fast nichts“ spürt, dessen Gift sich aber unauffällig verbreitet. Als unsympathisch, „weich und bedrohlich“ empfindet er die Stimme des Mannes, der mit ihm reden will. Der Anrufer nennt sich Gilles Ottolini. Er hat das vor Monaten bei der Gare de Lyon verlorene Adressbuch des Schriftstellers gefunden. Darin ist die Telefonnummer 423-40-55 eines Guy Torstel aufgeführt, der irgendwie in ein ungelöstes und ungesühntes Verbrechen verwickelt war. Nur seinetwegen hat Ottolini den Schriftsteller in seinem Refugium aufgestört. Daragane aber kann sich an nichts erinnern und weiß schon gar nicht, was dieser Torstel in seinem Adressbuch zu suchen hat.

Sie treffen sich in der Rue de l'Arcade, nicht weit vom Boulevard Haussmann entfernt, wo Modiano im Haus mit der Nummer 73 gelegentlich seinen Vater be-

suchte. Er war Jude und mit einer flämischen Tänzerin verheiratet, im Krieg hat er mit den Deutschen gute Geschäfte gemacht und wurde nach jeder Verhaftung wieder freigelassen.

Ottolini kommt in Begleitung einer jungen Frau, die ihm ein Dossier überreicht. Es enthält das Manuskript seines ersten Romans, Notizen und Aufzeichnungen sowie Passbilder eines kleinen Knaben: „Dieses Kind, das die Distanz einiger Jahrzehnte zu einem Fremden machte, war er selbst.“ Inzwischen ist er ein alter Mann und die „Zeit der Begegnungen“ – ein Titel des Genfer Schriftstellers Georges Haldas – für ihn vorüber. Doch der Insektenstich hat einen unaufhaltbaren Prozess in Gang gebracht. Aus der Abschottung geht es auf die Suche nach Torstel, der dieser Geschichte den trügerischen Schein eines Kriminalromans verleiht. Tat und Täter bleiben im Ungewissen. Die Suche weist in die von Ängsten geprägte Kindheit des Schriftstellers, der von seiner Vergangenheit überwältigt wird.

Die Reise führt durch die Zeiten, quer durch Paris – in eine Buchhandlung beim Palais-Royal, nach Montparnasse, bis vor das Moulin Rouge – und nach Saint-Leu-la-Forêt, aus der Gegenwart zurück in die fünfziger Jahre, in ein Haus, in dem das von den Eltern verlassene Kind inmitten trüber Figuren lebte. Sie kamen aus dem Gefängnis. Diebe oder Zuhälter könnten sie gewesen sein. Oder auch Extremisten einer verbotenen faschistischen Partei. Sie verstecken sich vor der Polizei. Viele Rätsel werden offen, Fragen unbeantwortet gelassen – auch wenn es auf Google durchsuchbar ist. Namen, Adressen, Zusammenhänge gibt. Tatsächlich verfügt Daragane über einen Computer. Doch sein Gedächtnis und

sein Erinnern will Modiano nicht durch eine Suchmaschine ersetzen: „Die wenigen Personen, von denen er gerne Spuren gefunden hätte, haben sich mit Erfolg der Überwachung durch diesen Apparat entzogen.“ Annie Astrand war Daragane eine Ersatzmutter. Sie floh mit ihm und einem auf den Vornamen Jean gefälschten Pass nach Rom – aber warum und vor wem? Sie steckte ihm ein gefaltetes Blatt zu, auf dem eine Adresse und die Bemerkung, die dem Roman den Titel gibt, vermerkt waren: „Damit du dich nicht im Quartier verlierst.“ Das war die einzige Orientierungshilfe in einem Leben, dessen vergessenen, verlorenen Spuren der Roman in der Retrospektive nachgeht.

Die Worte an seinem Anfang – „Presque rien“ – sind eine Anspielung auf ein Werk des Philosophen Vladimir Jankélévitch, der als Jude von Vichy aus der Universität verstoßen wurde. Er hatte sich nach dem Krieg, als die linken Intellektuellen den Widerstand, den sie nicht geleistet hatten, zum Imperativ des Engagements erklärt, mit den Fragen des Büßens, Erinnerns, auch des unmöglichen Vergebens befasst.

Jankélévitch erwähnte die Ungerechtigkeit, dass die Dichter und Denker, die tatsächlich Widerstand geleistet hatten, im Nachkrieg vergessen wurden. Mit seiner Hommage an ihn verankert Patrick Modiano auch noch seinen neusten Roman in der Okkupation und verknüpft sie mit den existentiellen Ängsten seiner Kindheit eines Nachgeborenen. Auf ihnen beruht sein gesamtes Schreiben. Mit „Presque rien“ beginnt auch sein letzter Satz. Leise quietischen die Reifen, ein Auto entfernt sich, und schon bald wird sich der kleine Jean bewusst, „dass er allein im Hause ist“, Ende.

JÜRGEN ALTWEGG

## Langer John

Die Briten werden von einer alten Unterhosen-Affäre eingeholt

Die Unterhose ist, menschheitsgeschichtlich gerechnet, noch eine junge, ja frische Erfindung. In nennenswertem Umfang und halbwegs solider Ausstattung gibt es sie seit dem sechzehnten Jahrhundert. In Mode kam sie natürlich nie, dazu ist sie zu unentbehrlich. In der westlichen Welt hat sich der sogenannte Y-Front-Slip auf breiter Front durchgesetzt, der ausreichend Platz für das primäre Geschlechtsorgan lässt und den man auch bei Amazon kaufen kann (den Modern Classic Style gibt es im Zweierpack aktuell für 13,15 Euro). Die Briten werden sich noch an ihren ehemaligen Premierminister Major erinnern, um den es regelrechte Unterhosen-Debatten gab. Es fing damit an, dass ein Zeitungsredakteur das Gerücht in Umlauf brachte, Major stecke das Hemd nicht etwa, wie es jeder normale Mann tue, in die Hose und über die Unterhose, also zwischen Hose und Unterhose, sondern auch noch in diese hinein. Die Bevölkerung wertete das als Indiz für Kleinbürgerlichkeit – ein Etikett, das Major nie wieder loswurde. Später gab ihn der „Guardian“ in einer ausgesprochen unvorteilhaften Zeichnung weiterem Spott preis: Major hatte seine Unterhose über der Anzughose, so dass diese nun als Unterhose fungierte. Der Zeichner wollte das als „Metapher der Nutzlosigkeit“ verstanden wissen. Dieselbe Zeitung verabschiedete den Premier nach seiner Wahlniederlage 1997, indem sie ihm mit brennender Unterhose auf der Themse zeigte. Inzwischen widmen sich die Briten der Unterhose auf sachlichere Art. Das Londoner Kaufhaus John Lewis hat eine Karte davon anfertigen lassen, wo im Königreich welcher Unterhosenotyp getragen wird. Die größte Überraschung: Longjohns werden am meisten in London getragen. Im östlichen Landesteil herrscht dagegen die klassische Y-Front vor, der Norden bevorzugt gerade endende Beine, wobei der Nordwesten zu den Posh Pants von Armani tendiert und der Nordosten zum Modell „Björn Bork“, während man im Südosten schon fast gewagt knappe Slips trägt und im Südwesten Boxershorts. Diese, und eigentlich nur diese, gewährleisten jenen Tragekomfort, der sich nur bei ausreichender Luftzufuhr einstellt, allerdings dem Träger bisweilen das Gefühl vermittelt, untenrum sei es doch etwas zu freizügig. Wie auch immer – Hauptsache, die Unterhose passt. An dieser Erkenntnis kommen auch die größten Geister nicht vorbei. Dieses Mann vertraute dem Tagebuch diesbezügliche Nöte rückhaltlos an: „Auch leide ich seelisch und körperlich darunter, das No 4 aller Unterkleider mir zu klein, No 5 mir zu groß ist.“ Zumindest Windelhersteller haben daraus die Konsequenzen gezogen und bieten auch Zwischengrößen an. edo.

## Schneller in Bern

Wie Gurlitts Bilder reisen

Die Verhandlungen über das Erbe des vor anderthalb Jahren gestorbenen deutschen Kunstsammlers Cornelius Gurlitt sind weiter vorangeschritten, als es die offiziellen Verlautbarungen beider Länder zugeben wollen. Offiziell will der Stiftungsrat des Kunstmuseums Bern erst am 26. November erklären, ob es die wertvolle Kunstsammlung annehmen will. Laut Zürcher „Sonntagszeitung“ gibt es aber bereits den Entwurf einer „mit den deutschen Behörden ausgehandelten Annahmevereinbarung“. Konkret werde darin festgelegt (F.A.Z. vom 8. Oktober), dass zunächst nur jene Werke übergeben werden, bei denen ein Raubkunstverdacht ausgeschlossen ist. Werke unklarer Provenienz sollen weiterhin von der deutschen „Taskforce“ überprüft werden. Bestätigt sich ein Raubkunstverdacht, werden sie gemäß Gurlitts Verfügung an die rechtmäßigen Eigentümer restituiert, sonst wechseln auch sie in den Berner Bestand. Jene Bilder, die Gurlitts Vater aus dem Bestand der formal bis heute rechtsgültigen Beschlagnahmeaktion „Entartete Kunst“ 1937 übernahm, sollen jenen Museen als Dauerleihgaben angeboten werden, aus denen sie die Nationalsozialisten entfernten. Dass weiterhin die deutsche „Taskforce“ die Sammlung aufarbeiten soll, wird in der Schweiz kritisiert. „Diese deutsche Expertentruppe hat sich nicht gerade mit Ruhm bekleckert“, heißt es in dem Zeitungsbericht. „Bei der deutschen Taskforce sind dem Vernehmen nach gegen 300 Anfragen von mutmaßlichen Erben anhängig. Die Anwälte der betroffenen Familien berichten von nicht beantworteten Briefen und stimmen Telefonleitungen. 70 Werke sollen zudem noch gar nicht identifiziert sein.“

Verwiesen wird auch darauf, dass die „Taskforce“-Vertretern von NS-Opfern nach wie vor keinen Zugang zu Recherche-Ergebnissen und den Geschäftsunterlagen der Familie Gurlitt gebe. Für diese Arbeitsweise werde künftig Bern verantwortlich gemacht, auch wenn es faktisch gar keinen Einfluss auf die Berliner Entscheidungen habe. Das Museum reagierte mit einer dünnen Erklärung, in der von „vertraulichen Gesprächen“ und „Mutmaßungen“ die Rede ist. sko

MARK SIEMONS

## Die Macht im Land gehört eingesperrt

Wie viel Öffentlichkeit und Demokratie erträgt China? Heikle Fragen einer noch heikleren Peking Konferenz

PEKING, 12. Oktober

Eines der undurchdringlichsten Geheimnisse des gegenwärtigen China ist, welche Art Öffentlichkeit es zu welcher Zeit toleriert und welche nicht. Letzte Woche zum Beispiel hatte das Politbüro gerade den erfolgreichen Abschluss einer Kampagne verkündet, mit der die Funktionäre darauf verpflichtet wurden, „aus den Massen zu schöpfen und in die Massen hineinzugetragen“. Mit diesem maoistischen Prinzip der „Massenlinie“ will die Regierung Xi Jinpings wieder die Rolle der Kommunistischen Partei als Filter und Scharnier zwischen den modernen ausdifferenzierten Gesellschaften stärken. Doch am Abend desselben Tages zäumte der Kant-Forscher Han Shuifa das Pferd von der anderen Seite her auf und rief in der Peking-Universität (Beida): „Eine funktionierende Öffentlichkeit kann es nur mit Demokratie geben“, worauf er von Studenten überfüllte Saal in einen kurzen, aber heftigen Applaus ausbrach.

Das war indessen keine klandestine Dissidentenversammlung, sondern eine hochinstitutionalisierte Veranstaltung, für die neben dem Zentrum für Deutschlandstudien der Beida die Freie Universität Berlin, das Goethe-Institut und die Chinesische Akademie für Sozialwissen-

schaften, ein staatlicher Think Tank, gerastanden. Wie ist das denkbar?

Es war der öffentliche Teil einer ansonsten gar nicht öffentlichen Philosophenkonferenz zum Thema „Öffentlichkeit“. Über den Transparenzgrad der von dem Berliner Philosophen Hans Feger initiierten Zusammenarbeit zwischen Freier Universität und Akademie, die in die erstmalige Herausgabe eines „Jahrbuchs für östliche und westliche Philosophie“ (bei de Gruyter) münden wird, hatte es im Vorhinein Auseinandersetzungen gegeben. Die Chinesische Akademie wollte den Austausch zunächst ganz hinter verschlossenen Türen stattfinden lassen, erklärte sich aber am Ende mit einem Kompromiss einverstanden. Tagüber waren nun faktisch die chinesischen und deutschen Professoren fast mit sich – und natürlich mit Rawls, Habermas, Kant und Hannah Arendt allein, die sie als ihre Kronzeugen anriefen.

In den Vorträgen gebrauchten mehrere chinesische Teilnehmer wie Jiang Yi von der Beijing Normal University das „alte China“, das keinen Öffentlichkeitsbegriff gekannt habe, als Abwehrformel. Und im Diskussionsstiel attackierten einige der chinesischen Disputanten das Öffentlichkeitskonzept rundheraus als eine westliche Utopie, für die es in der chinesischen

Tradition keine Entsprechung gebe. Keine dieser Stimmen nahm freilich auf einen der Vorträge Bezug, und keine reagierte anschließend auf die Erwidern, so dass der Eindruck einer bloßen Loyalitätsbekundung fürs Protokoll entstand. Mehrere deutsche Teilnehmer wie der Soziologe Hauke Brunkhorst und der Sinologe Heiner Roetz suchten in diesem symbolischen Ringen unterdessen nach Beispielen dafür, wie sich Chinesen auf das Öffentlichkeitsprinzip beriefen. Roetz, der in seinem Vortrag zeigte, dass China schon in der Achsenzeit fürchte einer offenen Gesellschaft kannte, fügte te, dass sich ein postdemokratischer Diskurs des Westens mit einem vordemokratischen in China verbinden könnte.

Doch am Abend wehte ein anderer Wind. Han Shuifa von der Peking-Universität, der zuvor die Demokratisierung gefordert hatte, sagte, der Schutz der Öffentlichkeit sei nicht bloß ein Maskenwechsel wie bei der Sichuan-Oper, sondern verlange eine grundlegende Mentalitätsänderung. Dass er dies mit der Hoffnung auf das bevorstehende Vierte Plenum der Kommunistischen Partei verknüpfte, sollte wohl signalisieren, dass er die Begriffe nicht in Opposition zur Parteiherrschaft versteht, sondern innerhalb des durch sie

gesetzten Rahmens. Viel Beifall bekam auch der Moralphilosoph Deng Xiaomang (Wuhan), der in China durch seinen öffentlichen Streit mit einem maoistischen Kollegen bekannt ist. Er zitierte mehrfach Staatspräsident Xi Jinping mit dessen Forderung, die Macht müsse im Käfig der Gesetze eingesperrt werden. Doch er sagte auch, dass die Verfassung in China nicht ausreichend definiert sei, so dass Leute, die bloß ihren Unmut äußern, Gefahr liefen, verhaftet zu werden.

In der Diskussion meldeten sich viele Studenten freimütig zu Wort, die danach fragten, wie das klappen kann mit dem Schutz der Meinungsäußerung, mit einer funktionierenden Judikative, mit dem Einsperren der Macht. Das Zentrum der Anti-Öffentlichkeit – die Partei und ihre verschiedenen Geheimhaltungsringe – wurde hier nicht diskutiert. Doch der Schutzraum des durch die Partei legitimierten Sprachgebrauchs wurde zur Verhandlung von Themen genutzt, die weit über diesen hinausgingen. Man darf aus dem Schweigen, das einem aus der streng kontrollierten Öffentlichkeit des Festlands etwa zur Unterstützung Hongkongs entgegenröhrt, nicht schließen, dass die demokratischen Sehnsüchte in China verstummt sind. MARK SIEMONS